

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

Nr. 48. 1887.

Am Stolzenhacht.

Novelle

von

S. Berka.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Graf fixirte den alten Krüger scharf. „Ja, ich brachte damals Alles in Ordnung,“ sagte er dann. „Und Sie müssen auch wissen — oder wenn Sie es nicht wissen sollten, dann lassen Sie es sich hiermit gesagt sein — daß ich der sogenannten Frau meines verstorbenen Neffen ein sehr anständiges Kapital anbot, das sie thörichtester Weise ausschlug. Sie scheinen übrigens einen merkwürdigen Antheil an der Dame zu nehmen, Krüger. Haben Sie vielleicht später noch etwas von ihr gehört?“

„Die Frau Gräfin“ — der Alte hielt hartnäckig an dem Titel fest, worüber der Graf achselzuckend lächelte — „die Frau Gräfin hatten die Gnade, vor Jahren, es mag wohl zehn Jahre her sein, noch einmal an mich zu schreiben.“

„Und was enthielt dieser Brief?“ Die Frage klang selbst dem Diener gegenüber verlegend, der Graf mochte das fühlen, denn er sekte schnell hinzu: „Mich interessiert immerhin besonders das Schicksal des Knaben.“

„Die Frau Gräfin fragte nur nach der Begräbnisstätte ihres Herrn Gemahls, ich sollte ihr, wenn es möglich wäre, ein Bild oder eine Photographie des Erbbegräbnisses schicken.“

„Und sonst nichts?“

Krüger zögerte einen Moment mit der Antwort, dann entgegnete er bestimmt: „Sonst nichts, gnädigster Herr!“

Ein Stoß Schriftstücke und Bücher fiel polternd vom Schreibtisch auf den Fußboden, der Graf hatte sie mit einer heftigen Bewegung heruntergestreift. „Also sonst nichts!“ wiederholte er, während Krüger sich bückte, die Papiere aufzuheben, im Tone höhnischen Zweifels. „Es ist gut, ich danke Ihnen — Sie können gehen. Daß es nicht nöthig ist, hier in Stolzenhagen die alte verjährte Sache nochmals durch unnützes Gewäsch aufzuwärmen, brauche ich Ihnen nicht einzuschärfen. Bestellen Sie mir den Brauen auf halb ein Uhr!“

Als der Diener die Thüre hinter sich geschlossen hatte, fiel endlich die mühsam aufrecht erhaltene Maske. „Ich möchte darauf schwören, daß der alte Graukopf mit der Gesellschaft in Verbindung steht,“ stieß der Graf wüthend hervor. Dann griff er nochmals zu dem Schreiben aus Berlin, das seine Aufregung zuerst hervorgerufen hatte.

Es lautete:

„Sehr geehrter Herr Graf!

Euer Hochgeboren beehre ich mich im Auftrage des Grafen Hasso Camill Stolzenhagen-Benaggio, z. B. wohnhaft hierselbst, Hotel Royal, die ergebenste Aufforderung zugehen zu lassen, ebengenannten Herrn als den Sohn des 1858 zu Rom verstorbenen Grafen Hasso und seiner Gemahlin, der Gräfin Camilla, geborenen Marchesa Benaggio, innerhalb einer Frist von acht Tagen, vom heutigen Datum an gerechnet, in den Besitz der Herrschaft Stolzenhagen nebst allen ihren Pertinenzien zc. und der sonstigen beweglichen und unbeweglichen Hinterlassenschaft seines Vaters und Großvaters einzusetzen, sowie über die Verwaltung der gedachten Güter seit dem Jahre 1858 Rechenschaft ablegen zu wollen.

Im Weigerungsfalle würde ich zu meinem Bedauern genöthigt sein, die erforderlichen gerichtlichen Schritte zur Wahrung der Rechte meines Herrn Auftraggebers einzuleiten, und bemerke ergebenst, daß sämtliche zum Nachweis derselben erforderliche Urkunden und Papiere in meinen Händen sind und zur eventuellen Einsichtnahme durch Euer Hochgeboren selbst oder dero Bevollmächtigte bereit liegen — speziell auch der beglaubigte Nachweis, daß die obengenannte Frau Gräfin Camilla altadeliger Abkunft war und die zur Erbschaftsfolge ihres Sohnes im Besitz des Familienmajorats Stolzenhagen erforderliche Anzahl Ahnen besaß, wie dies die mir bekannten, durch landesherrliches Dekret vom 11. Juli 1796 bestätigten Familiensakungen bedingen.

In der angenehmen Erwartung baldmöglichster Antwort habe ich die Ehre mich zu empfehlen

als Euer Hochgeboren ganz ergebenster

Pfeffertorn,
Justizrath und Rotar.“

2.

Die dichtgedrängte Menschenmasse stob mit entsetztem Geschrei auseinander. In rasender Carrière, jeder Herrschaft des Zügels spottend, fauaste ein Gespann zweier edler Trakehner die Straße „Unter den Linden“ entlang und schleuderte den leichten Wagen wie einen Spielball hinter sich her. Vergebens suchte der Offizier in der Uniform der Gardehusaren, der sich selbst nur mit Mühe auf dem hochraderigen Gesell behaupten konnte, die feurigen Durchgänger zu bändigen, es schien, als ob jeder Anzug der Kandare ihre Unruhe nur vergrößere und der Schreckensruf der Menge sie zu immer tollerem Laufe antreibe.

Eine einzelne Dame, welche aus der Friedrichstraße kommend quer über den Fahrbaum der Mittelallee zuschritt, wurde erst durch den lauten Zuruf der Umstehenden auf die Gefahr aufmerksam, in welche das heraufsaufende Gefährt sie versetzte. In dem Augenblick, in dem sie sich umwandte, schien es aber auch bereits zu spät. Die schnaubenden, schweißbedeckten Köpfe waren kaum noch zehn Schritte von ihr entfernt, die nächste Sekunde mußte das Unglück bringen — die Menge stand erstarrt, Niemand wagte den rasenden Thieren in die Zügel zu fallen, sie aufzuhalten schien unmöglich.

Da fauaste plötzlich vom Trottoir her ein Stoß mit einem schweren Bleiknopf dem Gespann entgegen und traf Brust und Nase des Reichspferdes, das hochaufbäumend stuchte. Gleichzeitig faßte aber auch der Schleuderer des Stodes selbst das Sattelpferd, hängte sich mit der ganzen Wucht seines Körpers an den Zügel und riß ihn gewaltsam zurück. Schon sprangen auch andere beherzte Zuschauer hinzu, zwanzig Hände griffen in das Geschirr und die Räder, der Wagen stand und der Offizier sprang vom Boß, dem todtblaffen Groom die Zügel zuwerfend. Eilig drängte er sich zu dem Manne durch, der sich dem Gespann entgegenegeworfen hatte.

Der Offizier war eine hohe, schöne Mannesgestalt, aber der Herr in Civil, der sich jetzt mit dem Taschentuch einen leichten Verband für die Hand machte, welche bei dem Griff in den Zügel vom Stahlhaken der Kandare verletzt zu sein schien und heftig blutete, überragte ihn doch noch fast um Kopfeslänge. Beide mochten beinahe gleich alt sein, indessen lag auf den gebräunten, scharfgeschnittenen Zügen des Fremden entschieden der Ausdruck größerer Männlichkeit, als auf dem hübschen, etwas weichen Gesicht des Offiziers. Der Husar machte ihm eine verbündliche Verbeugung.

„Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Herr,“ sagte er, „Sie waren der einzige Beherzte unter Hunderten. Ich hätte es mir nie verziehen, wenn mein Gespann Unheil angerichtet hätte. Die Pferde sind sonst ganz ruhig, ich begreife selbst nicht, wie es kam, daß sie, durch die Ungezogenheit einiger Gassenbuben gereizt, mir heute aus der Hand gingen.“

„Ich fürchte, sie waren etwas kurz gedümt.“ Die Stimme des Civilisten klang voll und kräftig, sein Deutsch war tadellos, aber die Aussprache verrieth den Ausländer. „Ich liebe selbst schöne muthige Pferde und weiß, daß man dabei oft kleine Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen muß. Es bedarf wirklich keines Dankes. Wir werden besser thun, uns nach der Dame umzusehen, die Ihr übrigens vorzügliches Gespann beinahe in Gefahr gebracht hätte.“

Der Offizier erröthete leicht, er fühlte die leise Zurechtweisung in den höflichen Worten des Fremden. Unwillkürlich leistete er ihnen aber sofort Folge, und Beide wandten sich der Gruppe zu, die sich um die Dame gebildet hatte. Der Schreck mußte doch zu heftig gewesen sein, sie war in Ohnmacht gefallen — ein Herr hatte sie in seinen Armen aufgefangen und bemühte sich jetzt, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Der Husar stuchte, als er den Letzteren sah — er erschraf heftig, als er die junge Dame, in deren marmorbleichem Gesicht soeben die erste Röthe wiederkehrenden Bewußtseins aufstieg, erkannte.

„Mein Gott,“ rief er erregt, „welches Unglück! Sie, Herr Kenner

und Ihr Fräulein Schwester? ... Ich will nur hoffen, daß der Schreck keine schlimmen Folgen hat, ich bin wirklich unschuldig ... aber nur schnell einen Arzt!"

Der Angeredete lächelte leicht. "Ich denke, wir kommen diesmal mit dem Schreck davon, Herr Graf, ich war einen Augenblick in das Bureau von Hirschfeld & Wolf getreten, eine Besorgung auszuführen, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um meiner Schwester beizuspringen."

"Aber wollen Sie nicht wenigstens für Ihr Fräulein Schwester meinen Wagen bis zu Ihrem Hotel benutzen?"

"Ich danke sehr, Herr Graf! Wenn Ihr Groom mir aber vielleicht eine Droschke besorgen könnte —"

"Ich eile selbst." Und der junge Offizier verschwand in der Menge.

Der Fremde hatte indessen Bruder und Schwester aufmerksam be-

trachtet. Als er den Namen Renner hörte, war ein Strahl der Freude über seine ersten Blicke gegliedert. Jetzt trat er an diesen heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

"Halte die Gerta fest, Bruno, daß sie Dir nicht vor Staunen aus dem Arm gleitet!" sagte er halblaut.

"Camil! Herzensjunge — Du bist's!" rief Renner aufschauend. "Ich würde Dich wahrhaftig nicht erkannt haben, wenn Deine Stimme Dich nicht verrathen hätte. Aber was thust Du hier?"

"Davon später. Laß uns jetzt für Deine Schwester sorgen. Dort ist übrigens Eure Droschke."

Die Wiedererkennungsscene hatte sich in wenigen kurzen Momenten abgepielt, fast unbemerkt von den Umstehenden. Renner hob seine inzwischen wieder zum Bewußtsein gekommene Schwester in die Droschke und war im Begriff, ihr nachzusteigen, als der Offizier sich an ihn wandte. "Bitte geben Sie mir Ihre Adresse, Herr Direktor, damit



Die schlechte Censur. Nach einem Gemälde von H. Plathner. (S. 192)

ich mich wenigstens morgen nach dem Befinden Ihrer Fräulein Schwester erkundigen kann."

Im Begriff zu antworten wurde Renner durch den soeben wiedergefundenen Freund unterbrochen. "Du fährst zu mir, Bruno. Ich wohne in der Nähe, Hotel Royal, und bin darauf eingerichtet. Wir können Eure Sachen sofort holen lassen."

Der Offizier sah erstaunt auf. "Ah, die Herrschaften kennen einander?"

Renner lächelte. "Wir sehen uns seit sechs Jahren zum ersten Male wieder. Darf ich die Herren einander vorstellen? Graf Stolzenhagen — Marchese Venaggio!"

In den Augen des Italieners flammte es hell auf, und seine gebräunten Wangen färbten sich in höherem Roth, als ihm der Name des Offiziers genannt wurde, einen Augenblick zögerte er sogar, seine Hand in dessen ihm entgegengestreckte Rechte zu legen, und für ihren

herzlichen Druck hatte er keine Erwiderung. Ja, er fand nur mühsam ein höfliches Wort, als der Graf ihm nochmals dankte. So sichtbar war seine plötzliche Verstimmung, daß der Offizier verlegt zurücktrat und sich begnügte, Renner eine höfliche Verbeugung zu machen. "Ich hoffe dann wenigstens in Stolzenhagen bald Gelegenheit zu haben, Ihrem Fräulein Schwester persönlich meine Entschuldigungen auszusprechen," sagte er und wandte sich seinem Gespann zu.

Renner sah erstaunt auf die fast momentane Veränderung in des Freundes eben noch so heiterem Gesicht. "Was hattest Du mit dem Grafen?" fragte er, selbst etwas empfindlich berührt.

"Später, mein Freund, später davon mehr! Hotel Royal!" rief er dann dem Kutscher zu, und schwang sich selbst in den Wagen.

Einige Stunden später saßen die beiden Freunde in einem eleganten Salon der ersten Etage des Hotels beisammen. Fräulein Renner, von dem Schreck, der ohne ernstere Folgen geblieben war, immer noch

etwas angegriffen, hatte sich bereits zurückgezogen, die Herren waren daher allein.

In dem Kamin glimmten die letzten Reste eines leichten Feuers, das der Marchese hatte anzünden lassen, auf dem Tisch stand Wein und ein Zibik.

„Auf die Vergangenheit — auf die Jugend!“ sagte der Italiener, mit dem Freunde anstoßend.

„Der Zukunft, mein Freund, dies Glas,“ versetzte der Deutsche, und fuhr dann fort: „Der Zukunft galt es ja bisher alle meine Be-

strebungen. Es waren Jahre voll ernster Arbeit, die ich seit unserer Trennung verbrachte, Vierzehnjahre, die erst jetzt anfangen, ihre Frucht zu tragen. Ich habe jetzt ein Feld der Thätigkeit, das mir zusagt, habe für mich und Gerta ein Auskommen, das allen unseren Ansprüchen mehr als genügt, und schließlich die Aussicht auf eine gute Zukunft, was kann ein Durchschnittsmensch, wie ich, mehr verlangen. Und Du, Camill?“ Er warf einen langen, fragenden Blick auf das elegante Zimmer. „Wenn ich meines guten Benoggio aus meiner kleinen Vaterstadt gedenke, bei dem der Monat immer doppelt so lang war als der Wechsel, und jetzt hier den Luxus sehe, der Dich umgibt, kommt mir die Sache etwas traumhaft vor — am unerklärlichsten freilich scheint mir, daß ich Dich als Graf Stolzenhagen wiederfinde. Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ich Dich hier mit diesem Namen nennen hörte!“

Der Marchese hatte die Feuerzange ergriffen und bohnte in Gedanken versunken in den verglimmenden Scheiten. Kenner glaubte ihn mit den letzten Worten vielleicht verlegt zu haben; er legte ihm die Hand auf die Schulter und fuhr in herzlichem Tone fort: „Berzich' meine Neugierde, die nicht indiskret sein wollte.“

„Es bedarf wahrhaftig keiner Entschuldigung, Bruno, ich fühle recht gut, wie sonderbar ich Dir in dieser Stunde erscheinen muß — der italienische Student hat sich plötzlich in einen deutschen Grafen verwandelt und trägt durch einen wunderbaren Zufall gar einen Namen, der Dir bekannt und von besonderer Bedeutung ist. Aus dem armen Bergakademiker, der oft nicht wußte, wie er die Collegien an der Akademie bezahlen sollte, ist ein reicher Mann geworden. Es ist in der That eine Metamorphose, wie sie sonst nur in Romanen vorkommt

und doch — — Aber höre selbst!“ Er lehnte sich in den Schaukelstuhl zurück und schaute sinnend den blauen Wolken seiner Cigarre nach. „Wie lang ist's her, daß ich Freiberg verließ und auch von Eurem lieben Hause scheidend mußte? — Es werden fast sieben Jahre verflossen sein. Du erinnerst Dich vielleicht, daß mich damals ein Brief meiner schwer erkrankten Mutter nach Florenz rief. Ich fand die Thüre nicht mehr am Leben. Ihr Testament, ihr Vermächtniß für mich war bei einem Notar der Stadt, einem alten Freunde unseres Hauses, deponirt, es war die Geschichte ihres Lebens und ihrer Leiden,

ein Buch der Thränen! Eine Anzahl Dokumente war beigelegt, die mir zu Rechten verhelphen sollten, die sie selbst verschmäht hatte. Doch davon später.

Die Hinterlassenschaft meiner Mutter war sehr gering, wie ich Euch damals in meinem letzten Briefe wohl beiläufig schrieb. Nachdem ich den Nachlaß geordnet, die kleinen Verbindlichkeiten, die da und dort geblieben waren, gelöst hatte, blieben mir nur wenige Tausend Franken. Doch was that es?

Fühlte ich mich doch jung und kräftig an Geist und Körper, hatte ich doch die Jahre in Freiberg gut benutzt und wußte, daß tüchtiges Wissen überall in der Welt fortkommt. Mit den Verhältnissen in der Heimath, deren politische Zerrissenheit ich hart genug empfand, konnte ich freilich das Ziel, welches mir zunächst vor Augen schwebte, nicht erreichen. Zur Durchführung der Zukunftspläne, zu welcher mich der letzte Wille meiner Mutter gewissermaßen verpflichtet hatte, gehörten reichere Mittel, als ich hoffen durfte, in irgend einer untergeordneten Stellung, wie ich sie in Italien vielleicht hätte finden können, zu erwerben.

Ich beschloß auszuwandern und wählte Mexiko als Ziel. Dort in den Bergen der Sierra Madre meinte ich, meine Hoffnungen am schnellsten verwirklichen, meine Kenntnisse am besten verwerthen zu können. Es schien zunächst, als sollten mir schwere Enttäuschungen zu Theil werden. Mein kleines Kapital war bereits von den Kosten der Ueberfahrt auf die Hälfte verringert worden, alle Bemühungen, in dem fremden Lande eine Stellung zu erhalten, scheiterten, nach wenigen Monaten stand ich hilflos auf den Straßen von Hermosillo.“

(Fortsetzung folgt.)



Der Hellschiff im Mittelalter: Aushängen und Wegfahren der Hausthüren derjenigen Bürger, welche mit ihren Steuern im Rückstand waren. (S. 192)

Mannigfaltiges.

(Nachdend verboten.)

Die schlechte Censur. (Mit Bild auf Seite 190.) — So getreu nach dem Leben hat H. Plathner, der Maler des hübschen Genrebildes, welches wir auf S. 190 wiedergeben, die den Vorwurf desselben bildende häusliche Scene dargestellt, daß der Vorgang sofort jedem Beschauer verständlich wird. — Der kleine Anton ist ein zwar herzensguter, aber etwas leichtfertiger Knabe, dem das Stillsitzen in der Schule nicht behagt, so daß seine Zeugnisse meist nicht zum Besten ausfallen. Auch heute muß er dem Vater wieder eine „schlechte Censur“ überreichen, worüber der wackere Schustermeister in gerechten Unmuth geräth, so daß auch die ihm über die Schulter blickende Mutter kein gutes Wort für ihren Anton einzulegen wagt. Klärchen dagegen, das neben dem armen Sünder stehende Schwesterchen, wird ihr Schulzeugniß dem Vater mit leichtem Herzen überreichen können, und hoffentlich nimmt sich Anton, wenn er das Nachspiel mit dem Kniern glücklich überstanden, hinfort die fleißige Kleine zum Muster.

Der Hellschwärzer im Mittelalter. (Mit Bild auf Seite 191.) — Während des späteren Mittelalters brachten die Behörden der altnährlichen Städte zuweilen ein höchst eigenthümliches Exekutionemittel gegen Steuerpflichtige in Anwendung, welche längere Zeit mit ihren Steuerzahlungen im Rückstand blieben. Der Magistrat ließ nämlich alldann in Begleitung des Marktmeisters und der Stadtknechte den sogenannten Hellschwärzer durch die Straßen fahren, der vor den Häusern der Steuerrestanten anhielt, worauf die Stadtknechte, nöthigenfalls mit Gewalt, den Säugigen die Hausthüren aushingen, dieselben auf den Hellschwärzer luden und nach dem Rathhause schafften, von wo sie nur nach Tilgung des Steuerrestes zurückgegeben wurden. Unser Bild auf Seite 191 stellt eine solche merkwürdige Exekution um das Jahr 1550 dar. Einer der Exekutirten dringt in seinem Ingrimme mit einer Hellebarde auf den Marktmeister ein, wie dies nach den Berichten der Chroniken thatsächlich zuweilen vorgekommen ist. Zum Glück aber fallen ihm befreundete Personen sofort in den Arm und hindern den Aufgeregten, mit der Waffe Unheil anzurichten.

Ein Original. — Eine der originellsten Figuren am Hofe August's des Starken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, war entschieden der General v. Kyau. Ehemals brandenburgischer Fähnrich, trat er 1682 in sächsische Dienste und wußte sich schnell zum Generaladjutanten seines kurfürstlichen Herrn aufzuschwingen. Seine militärischen Eigenschaften hatten sein Andenken aber kaum auf die Nachwelt gebracht, wenn sie nicht mit einem unverwundlichen Humor gepaart gewesen wären, der bei aller Verbtheit durch die unverkennbare Brauchheit des Charakters Kyau's an dem verschwenberischen übermüthigen Hofe stets wie ein erfrischender Gewittersehauer wirkte. Die Zahl der von ihm erzählten Anekdoten ist Legion; zu den besten und merkwürdiger Weise am wenigsten bekannten gehören aber die beiden nachstehenden: Als ihm einst der Kurfürst einige Flaschen hochfeinen Weines bei Tafel hinstellen ließ und ihm befahl, den Wundschenk zu machen, stellte Kyau den Pokal des Herrschers in die Mitte des Tisches und rings herum die Gläser der Minister nach ihrer Rangordnung, ließ sich dann noch eine Anzahl kleinerer Gläser bringen, die er in weiterem Kreis aufbaute. Alles schaute gespannt dem sonderbaren Beginnen zu; nun begann der General bei den kleinsten Gläsern einzuschneiden und füllte darauf die größeren, so daß endlich nur wenige Tropfen für des Königs Pokal blieben. Lachend fragte derselbe, was das bedeuten sollte. Kyau aber antwortete, sich tief gegen die ganze Tischgesellschaft verneigend: „Es ist das Abbild Eurer Majestät Verwaltung der Landeseinkünfte!“ Ein andermal ersuchte der König den General bei Tisch über ein Urtheil bezüglich der geringen Einkünfte der Zölle. Kyau nahm aus einem vor ihm stehenden Kühlgefäß ein Stückchen Eis und drückte es seinem Nachbar in die Hand mit der Bitte, es weiter zu geben, bis es zum König gelange. Die Minister beeilten sich nach Möglichkeit, aber das Eis kam doch stark zusammengeschmolzen in die Hände des Herrschers. „Da sehen Eure Majestät, auf welche Weise die Zölle zu Wasser werden!“ rief der General lachend. [v. Sp.]

Etwas von der Nase. — Napoleon gab sehr viel auf lange Nasen da er sie für ein Zeichen hielt, daß ihre Träger bedeutende geistige Fähigkeiten besäßen. Er sagte einmal: „Wenn ich eine gute Arbeit brauche, die Kopf und Talent fordert, so wähle ich stets einen Mann mit langer Nase, denn sein Gehirn ist kalt und klar.“ Er war von seiner Ansicht so überzeugt, daß er sich darin nie geirrt zu haben behauptete. Ein Engländer ging darin noch weiter, er war der festen Ueberzeugung, die Menschen, ihren Charakter nach ihre Fähigkeiten an der Nase erkennen zu können, und schrieb ein dickleibiges gelehrtes Buch darüber. Schon die Alten hielten die Nase für eine der bedeutendsten und sprechendsten Auszeichnungen des Gesichts. In unseren Sprichwörtern, die sehr oft die Nase behandeln, erscheint sie als ein Sinnbild des Wises und Verstandes, denn nicht umsonst heißt es von einem klugen Manne, daß er eine „keine oder gute Nase habe“. Ist Einer vorwitzig und mit seinen Urtheilen nicht sparsam, dann heißt es gleich: „Er ist naseweis.“ Zieht Einer

den Kürzeren, dann ruft sogleich die böse Welt: „Er zieht mit einer langen Nase ab.“ was in die Sprache des Beamtenstandes übersetzt heißt: „Er hat eine Nase bekommen.“ Hochmuth wie Verachtung gibt die Nase ebenfalls wieder, der erstere „trägt die Nase hoch“, der letztere „rümpft sie“. Einem, der „keine Nase in Alles steckt“ und über fremde Fehler die eigenen Gebrechen nicht sieht, dem ruft man wohl zu: „Zupfe Dich an der eigenen Nase!“ Daß der Mensch ohne Nase nicht mehr schön genannt werden kann, wird Jedermann zugeben, und der Jurist konnte es daher auch einer Braut nicht wehren, ihren Bräutigam zu verabschieden, wenn derselbe die Nase verloren hätte; aber ein Grund zur Ehescheidung war der Verlust der Nase nicht. Besonders große Nasen hatten zwei berühmte deutsche Könige: Rudolph von Habsburg und Maximilian, der letzte Ritter. Unsere deutschen Sprachreiner warfen die Nase als Fremdwort aus unserem Wortschatz, dafür wollte man „Nieschloben, Gesichtserker, Küffel oder gar Löffhorn“ setzen. Zieht man einen Schluß aus dieser kleinen Blanderei über die Nase, so ist es gewiß der, daß der Träger einer langen Nase Gründe genug hat, um in dem Besitz derselben ein Zeichen von Wit, Geschmack und Verstand zu sehen. [S.]

Graf Mirabeau und Graf Hulin. — Graf Mirabeau, welcher in den ersten Jahren der Revolution eine so bedeutende Rolle spielte, kam 1783 zum ersten Male nach Berlin und lernte in der dortigen französischen Kolonie einen jungen Uhrmacher, Namens Hulin, kennen, welcher in der Berliner Uhrenhandlung der Wittve Dumoulin beschäftigt war. Derselbe schloß sich an Mirabeau so an, daß er bald zum Sekretär desselben engagirt wurde. Als Mirabeau mit seinem Sekretär Hulin 1786 noch einmal nach Berlin zurückkehrte, wurden Beide für immer aus Preußen verbannt. Hulin lebte dennoch zwanzig Jahre später nach Berlin zurück, aber unter Verhältnissen, die er wohl nie geahnt hatte. Nach der Schlacht von Jena zogen am 21. Oktober 1806 die siegreichen Franzosen in Berlin ein. An ihrer Spitze stand kein anderer als Pierre Augustin Graf v. Hulin, der ehemalige Uhrmachergehilfe, welcher als Generaladjutant des Kaisers Napoleon Gouverneur von Berlin wurde. Selbstredend suchte er das Geschäft der Wittve Dumoulin, in welchem er als Uhrmacher gearbeitet hatte, wieder auf. Als er dort die Tochter der Wittve Dumoulin, welche ebenfalls Wittve geworden war, fand, bereitete er den Berlinern, welche den näheren Zusammenhang natürlich nicht kannten, die Ueberraschung, sich mit derselben zu verheirathen. [Dr. W.]



Leicht abgeholfen.

D, Großmama, sieh' einmal, was für ein hübscher Regenbogen! — Davon kann ich nicht viel sehen, mein Kind; meine Augen sind schon zu schwach. Da laß uns ein bißchen näher herangehen!

Laune ist, so lange eingeschlossen wird, bis die Einsamkeit die Mißstimmung beseitigt hat.

Charade.

Mit F siehst Du es öfters schweben Und von Geschwistern rings umgeben Es wirren an dem Leichenhemd, Das keinem Jahre bleibt fremd.

Doch hastet es mit G fest oben, So hat es Dich oft selbst erhoben, Trotzdem Du in der Tiefe weisst Und nimmer seine Stätte theilst.

Auflösung folgt in Nr. 49.

M. Paul.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Vor-Silberräthfels in Nr. 47: Die Vorsilbe „vor“.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Willbrecht in Wildbad. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schuler in Eutinort.